

Prof. Dr. Gerard Radnitzky (Trier)

AUF DIE PERSPEKTIVE KOMMT ES AN

Das Tabuthema Sterben, mit oder ohne Sterbehilfe, wurde insbesondere in den Printmedien hochgespült – durch das Buch von Humbert „Le Droit de Mourir“, den Film Zampanos „Il Mare Dentro“ und den Fall Terry Schiavo in Florida. Dabei wurde die Perspektive kaum beachtet.

Die Kommerzielle: In der Perspektive der Krankenhäuser und deren Ärzte hat der Patient die Pflicht zu leben, solange man an ihm noch verdienen kann. Aus der Sicht der festangestellten Pfleger (mit Kündigungsschutz) hat er die Pflicht zu sterben, sobald er „zu viel“ Arbeit macht.

Die Fundamentalistische: Für Gläubige der abrahamitischen Religionen hat er die Pflicht zu leben solange es der Gottheit – Jahwe, dem dreifaltigen Christengott oder Allah – gefällt.

Der Gegenpol: In der Welt der vorgenannten Leute kommt John Lockes Begriff der „Self-ownership“ – mein Körper und Geist gehört mir und sonst niemand – gar nicht vor. Selbstbestimmung ist der Mentalität der Untertanen und der Sklavenmoral, besonders in Kontinentaleuropa, Anathema. In der anglosachsischen Welt, zumindest was ihre Denker betrifft, hat Selbstbestimmung dagegen einen ganz anderen Stellenwert.

for your info – a sort of coda to my last book ...

NACHWORT

Ich schaue zurück auf den Weg hinter mir, aber auch auf den Augenblick, und auf das täglich kürzer werdende Stück Zukunft. Das Leben hat lautlos und unbemerkt die Jahre angehäuft. Es liegt hinter mir. Das Signet „Theatrum Mundi“ interpretiere ich nicht als einen Scheincharakter, sondern eher als eine handfeste Wirklichkeit, die sich wie eine Art Schauspiel darstellt. Ich selbst sehe mich als eine Person, die – von den Wellen der Politik hin- und hergespült – sich durch das 20. Jahrhundert durchschlängelte, so gut es eben ging, in einer unbeständigen, ja proteischen Welt. Für mich war es die art de vivre. Ich war und blieb ein „Schlängelant“ (wie man in der Schweiz sagt). Manchmal erfolgreich. Für einen Schlängelanten mit Fortune hat das Französische einen eigenen Ausdruck: „débrouillard“. Er suggeriert jedoch irreführend mehr Einflußmöglichkeit als es in Wirklichkeit gibt. Während meiner Lebenszeit hat sich die Welt mehr verändert als in Jahrhunderten zuvor.

Das Tempo der Veränderung war einmalig in der Geschichte. (Was hätte wohl Goethe dazu gesagt, der schon 1825 über das Tempo seiner Zeit klagte und es als „veloziferisch“ [velocitas cum Luzifer] bezeichnet hat?) Vor hundert Jahren lebte man sehr bescheiden, nicht besser als der Durchschnittschinese heute. Als Schulkind verwendete ich Schiefertafel und

Griffel. Als reifer Mann habe ich erlebt, wie der Mond begehbar wurde – Welch ein Triumph für die Newtonsche Physik! Und als alter Mann erlebe ich, wie der Mensch in der Aura von Planeten herum-schnüffelt – von Planeten, die den Namen von Göttern tragen. Die entgötterte Welt. Als Greis erlebe ich die Entwicklung eines Weltraumtourismus: Am 21. Juni 2004 hat SpaceShipOne als erste privat finanzierte Rakete eine Flughöhe von 100 Kilometern erreicht. (Daß die gesamte Raumfahrt auf Penemünde zurückgeht, das Werner von Braun mit der Apollo Rakete [der Weiterentwicklung der R4 Rakete] verwirklicht hat, wird in der BRD totgeschwiegen – darauf hinzuweisen, ist nicht politisch korrekt.) Bei der größten Reiseagentur für Weltraumtourismus sind Ende 2004 25 Tickets für suborbitale Flüge zu 100.000 Dollar einbezahlt. Die meisten Leute wollen „nur“ die Erde betrachten. Jedenfalls ist es ein weiter Weg von der Dampflokomotive meiner Jugendzeit.

Was (wenn überhaupt etwas) habe ich aus allen Lebensepisoden gelernt? Was bleibt?

Das Motto dieses Buches sagt kurz und bündig, was aus der Gesamtheit des Lebens zu lernen ist. „Alles verliert sich allmählich und zuletzt auch das Verlorene.“ Hinzuzufügen wäre allenfalls, was Ovid zu diesem Thema schreibt: „Tempus edax rerum“ (Metamorphosen, XX, 234), die Zeit frißt die Dinge, und kurz vorher heißt es: „Nostra quoque ipsorum semper requique sine nulla.“ Auch unsere eigenen Leiber verwandeln sich stets ohne Stillstand: morgen werden wir nicht mehr sein, was wir heute sind.

Die Vergänglichkeit, auch von Lebensmilieus, wurde in allen Lebensepisoden ver-

anschaulicht: Meine Heimat wurde von der Roten Armee überschwemmt, und später haben die tschechischen Kommunisten sogar das wunderschöne Thayatal zerstört – durch eine Talsperre. (Man denkt unwillkürlich an das Ende von Goethes Drama „Faust“, das von seinen göttlichen Versen lebt, aber ein erbärmliches Plot hat – eine Talsperre!) Das idyllische Dorf Sparreholm am Båvensee, in dem ich in Schweden ein paar Jahre wohnte und mich wohlfühlte, ebenso wie die Kleinstadt Södertälje, die Heimat meiner Frau, wurden durch Überbevölkerung zerstört. (Die Kleinstadt Södertälje wuchs in wenigen Jahren von 17.000 auf 90.000 Einwohner, mit vielen Ausländern.) Sogar das Dorf in Long Island, NY, in dem wir wohnten, wurde durch die Überbevölkerung drastisch verändert. Nirgendwo gab es eine dauerhafte Bleibe. Allerdings vermute und hoffe ich, daß, in Anbetracht unserer nur mehr kurzen Lebenserwartung, die Nische, die wir jetzt gefunden haben, uns erhalten bleibt, solange wir sie noch brauchen. In „innerer Emigration“ zu leben, habe ich schließlich von der Jugendzeit an gelernt. In der Beobachterperspektive kann man Fragen, die sich nicht auf Sachverhalte beziehen, abweisen, die „metaphysischen“ oder existentiellen Fragen dagegen lassen sich nicht abweisen – sie drängen sich auch dem Beobachter auf. Die existentiellen Themata haben mich immer beschäftigt – allerdings habe ich sie stets als Privatsache behandelt. Mein Fach war ja auch die Wissenschaftstheorie, und nicht die Philosophie.

Das Bewußtsein der Endlichkeit – the long littleness of life, die kleinen Dinge, die den Alltag ausmachen, the transitoriness of life, das Vanitas-Bewußtsein, hat mich ein Leben lang begleitet. Schopenhauers Sen-

tenz sagt es prägnant: „Man muß alt geworden sein, also lange gelebt haben, um zu erkennen, wie kurz das Leben ist.“ Das Wissen um seine Sterblichkeit wirft den Menschen immer auf seine Herkunft zurück. Philosophen wie Odo Marquard betonen, daß die Kontingenz seines Daseins für den Menschen nirgendwo so offenkundig wird wie am Anfang und – durch seine Kenntnis vorweggenommen – am Ende seines Lebens. Aber die bei Philosophen so beliebte Bezeichnung „kontingent“ verweist eigentlich nur auf den Bereich zwischen dem Unmöglichen und dem Notwendigen, und so wird fast der ganze Alltag zum „Kontingenten“. Denn, „Seien wir ehrlich: Leben ist immer lebensgefährlich.“

Lebensweisheiten fürs Alter findet man, wie erwartet, bei Horaz. In seiner Ode tröstet er: „Pauper enim non est, cui rerum suppetit usus. / si ventri bene, si lateri est pedibusque tuis, nil / divitiae poterunt regales addere maius.“ (Der ist nicht arm, der die Güter des Lebens voll gebrauchen kann. Sind dir Magen und Lunge und Füße in erwünschter Verfassung, so können Königsschätze nichts Größeres dazutun.) Zu den „letzten Fragen“ bieten die traditionellen Religionen Antworten an. Ich habe sie schon in meiner Gymnasialzeit als wenig hilfreich empfunden. Altes und Neues Testament sind für mich nichts anderes als mythische Textbücher, denen man mit Literaturkritik zu begegnen hat. Die Geschichten des Alten Testaments neben Homer setzen, heißt die Majestät verletzen, majestatem genii. Jerusalem und Rom bedeuten mir wenig oder nichts. Meine Penaten in der Philosophie sind die Griechen, nicht so sehr Athen, sondern vor allem die Vorsokratiker in Kleinasien: Demokrit und Epikur, die uns praktisch nur

dank dem melodischen Lehrgedicht von Lucretius Carus *De Rerum Natura* überkommen sind, mit ihrem erstaunlich modernen Weltbild, in dem es kein absolutes Oben und Unten gibt, und eine Art poetische Atomtheorie entwickelt wird. Aus dieser Sicht betrachtet ist Platon bereits eine Niedergangerscheinung.

Einer meiner Lieblinge ist Pyrrhon aus Elis. Er wurde berühmt durch die Beantwortung dreier Fragen: Wie sind die Dinge beschaffen? Das können wir nicht wissen. Wie sollen wir uns dann ihnen gegenüber verhalten? Uns nicht über sie äußern. Was gewinnen wir damit? Seelenfrieden, die ἀταραξία. (Wenn Pyrrhon mit dem Wort „Ding“ Kants „Ding an sich“ meinte, hat er unzweifelhaft Recht.) Wittgenstein kam im letzten Satz seines Traktatus bekanntlich zu einer ähnlichen Konklusion.

Vom christlichen Paradies darf man annehmen, daß die Engel singen. Was aber tut jemand, der (wie ich) Chorgesang nicht mag und den Madrigale langweilen? Er wird wahrscheinlich bald vermuten, er sei in die Hölle geraten. Dieses Paradies ist stationär, ist gefroren, erstarrt. Das ist einer der Widerhaken von „Nachhaltig“. Auch Shangri-la (wo das Altern gestoppt ist) hat dieses Problem. Das „Ewige Leben“, die Unsterblichkeit bringt nur neue Probleme („Problema“ im etymologischen Sinn verstanden). Wenn die Christen ein Jenseits projizieren, wo man seine Lieben wiedersieht, dann verneinen sie den Tod. Und sie werden konfrontiert mit dem Problem der Unsterblichkeit. Hier bietet sich Theodor Fontanes Vers an: „Leben, wohl dem, dem es spendet / Freude, Freunde, täglich Brot, / Doch das Beste, was es sendet, / Ist das Wissen, daß es endet, / Ist der Ausgang, ist der Tod. Als Ausweg und

Hoffnung bleibt nur Nirwana. Unter den traditionellen Religionen habe ich, neben dem Shintoismus, Sympathie für den Buddhismus. Buddha prophezeite nichts und er betonte, daß Leben meistens mit Leiden verbunden sei: Leben heißt Sterben; „Ein Stückweis’ Sterben ist das Leben“ sagt auch die westliche Volksweisheit. Aus dem Rad der Leben ins Nirwana zu gelangen, ist gemäß der Lehre der Wiedergeburt ein weiter Weg. Hier trennt sich mein Weg vom Buddhismus: Wenn das materielle Substrat des Bewußtseins zerstört ist, kann es auch keine persönliche Identität mehr geben: ohne Gedächtnis keine persönliche Identität. So kann sich auch der gläubige Buddhist nicht an sein voriges Leben erinnern. Aber ohne Gedächtnis gibt es keine Identität, kein Ich und deshalb ist, meiner Ansicht nach, der Gedanke an eine „Wiedergeburt“ poetisch, aber unsinnig.

Können wir wissen, ob Sein oder Nichtsein besser ist? „Besser“ gemäß welchem Wertesystem? Hier wird es unübersehbar, daß diese „letzten“ Fragen gar keine echten Fragen sind. Sie konnotieren die „Lebensrätsel“. („Existential themes“ habe ich sie in meinem ersten Buch genannt.) Der Mensch projiziert ja gerne von seiner Lebenswelt auf die Welt der Götter. (Ernst Topitsch, der große Ideologiekritiker, unterscheidet biomorphe, technomorphe und sociomorphe Modelle.) Kurz, die „Antworten“, welche die großen Religionen auf die existentiellen Themata geben, sind mager bis erbärmlich. Aber hätte ich im nachhinein die Wahl zwischen einer Erziehung in einer der beiden Weltsichten, dann würde ich die religiöse Sicht wählen: Für das Kind überwölbte und sicherte der Glaube das Gefühl der Geborgenheit in der Fami-

lie. Er gab ihm ein Fundament. Was ich in dieser „metaphysischen“ oder existenzphilosophischen Dimension empfand und empfinde, war und ist vor allem das bekannte und oft beschworene Staunen darüber, daß es etwas gibt – anstatt Nichts. Als Greis sympathisiere ich am ehesten mit dem Shintoismus. Er findet die Transzendenz in der Ästhetik, welche die Natur nicht in die Zwangsjacke menschlicher Gestaltungskraft steckt. Es ist wohl das Halbjahr in Japan, das mich tief beeindruckt hat. Wir hatten auch eine Pilgrimage, eine Wallfahrt zu den Shintōshrinen, den Tempeln in Kyoto, Nara usw. gemacht und haben als Souvenir ein Büchlein, in dem die Besuche eingestempelt sind.

Es ist schon seltsam: Die Spezies Mensch, die auf einem Planeten lebt, der mit großer Geschwindigkeit die Sonne (Zentralgestirn) dessen Sonnensystems umkreist (ein System, das selbst in einem Kosmos mit vielen Galaxien existiert), und sich dabei auch noch um seine eigene Achse dreht – Galileis Ketzerei. Das „kosmische Gefühl“ (Freud) stellt sich wohl noch stärker ein, wenn man daran denkt, daß die Materie, aus der unser Körper besteht, im Inneren von Sternen entstanden ist, die es längst nicht mehr gibt. Das Individuum geht durchs Leben mit einer oder auch mehreren Lebensgefährten – der Ausdruck „Lebensgefährte“ wird hier geschlechtslos verwendet und läßt die Art der Beziehung, Freundschaft oder Liebe, offen. So sind die Weggefährten dem stets gefährdeten Menschen eine Heimat und ein Trost.

In meinem Leben waren auch die Hunde (politisch korrekt: HundInnen) meine Gefährten. Von kaum jemandem habe ich so

viel über Kommunikation gelernt wie von meinen Hunden – Kommunikation über die Speziesgrenzen hinweg. Goethe war offenbar diese Lebensmöglichkeit verschlossen. Schopenhauer war ein Hundennarr und schalt seinem Pudel „Atman“ (ungefähr: Weltenseele), wenn der Pudel sich schlecht benommen hatte: „Du benimmst Dich wie ein Mensch!“ Der Hund war übrigens auch das vorletzte Tier aus dem Tierkreis, das Buddha auf seinem Sterbebett besucht hat. Axel Munthe (Arzt und [inoffizieller] Stiefbruder von König Gustav V.) schreibt in seinem Buch, *Boken om San Michele* (das in viele Sprachen übersetzt wurde): „Hundar är moraliskt sett de mest högstående varelsor och de mest lyckade av Guds skapelse.“ (Hunde sind, moralisch betrachtet, die am höchsten stehenden Wesen und sie sind von Gottes Geschöpfen die am besten Geglückten.). Munthe meint jedoch, daß sie sich innerhalb einer Rasse ziemlich gleich sind. Das stimmt nicht mit meinen Erfahrungen überein; jeder unserer Hunde war eine Persönlichkeit für sich, ein Individuum mit seinen Eigenheiten. Der einzige Nachteil der Hunde ist ihre verhältnismäßig kurze Lebenszeit. Sie leben in einer anderen Zeitdimension. Das Altwerden und Sterben seines Lieblingshundes miterleben zu müssen, ist für den Hundefreund eine große seelische Belastung. Das einzige Heilmittel ist, es aufs Neue sofort mit einem Artgenossen zu versuchen und es nochmals mitzuerleben: die Jugend als Welpen, das Erwachsenwerden, die Glanzzeit, das Altwerden und das Sterben – die „Zeitlichkeit der Zeit“ auf ein, zwei Jahrzehnte zusammengedrängt. Das bringt uns zum Thema „Zeit“, das unerschöpflich ist.

Die Zeit, physikalisch und psychologisch.

Die Physiker sagen, die Zeit habe mit dem Big Bang begonnen – die physikalische Zeit. Was war vorher? Ein pulsierendes Universum? Oder ist die Frage gar nicht sinnvoll? Wenn wir über die Zeit sprechen, dann verwenden wir spatiale Metaphern: Unsere Zeitvorstellung – über die Wirklichkeit, die Außenwelt, ist nach dem Raum geprägt – der Pfeil und der Kreis (die Welle). Diese Vorstellungswelt ist ein Teil der Software Infrastruktur unserer Sinnesorgane – genetische Apriori. (Kant hat sie mißverstanden und als synthetische Apriori gedeutet, was Unsinn ist.) Auch das Kausalerlebnis ist ein zentraler Bestandteil; es ist ein Urerlebnis. Der Mensch neigt dazu, Sequenzen kausal zu interpretieren (post hoc, ergo propter hoc). Der Säugling erlebt einen runden Kreis, der sich vergrößert, als eine Bedrohung. Wir messen zeitliche Abstände, die Dauer oder „Länge“ von Prozessen. Deshalb sind digitale Uhren lebensweltlich irrelevant. Die erlebte Zeit, die psychologische Zeit, ist etwas ganz anderes als die physikalische Zeit. Das Gefühl für die Zeit ist im Westen fast verdrängt. Im traditionellen Japan ist es lebendig. Die japanische Kultur war immer von mehr Naturverbundenheit, mehr Naturgefühl geprägt als die westliche Kultur. Das berühmte „mono no aware“, hat seit der Heian-Zeit (8. bis 12. Jahrhundert u. Z.) die japanische Kultur bestimmt – dort heißt es auch: zur „Zeit der Reife“, und hinter diesem Euphemismus verbirgt sich das Alter.

Die psychologische Zeit kann nicht gemessen werden und sie verläuft nicht in einer geraden Linie. Sie strömt auf mich zu und verschwindet in der Vergangenheit.

Ich lebe nur in der Gegenwart, (dem „specious present“, wie es die Ontologen [Gustav Bergmann, Iowa] nennen) und dann nur mehr in der Erinnerung. Das Bewußtsein des Todes liegt vor mir, aber ich werde ihn nicht erleben können. Denn, wenn ich versuche, ihn mir vorzustellen, dann setze ich mich bereits als Beobachter voraus. Mein waches Leben, meine Zeit“, besteht aus diskontinuierlichen Streifen („time slices“). Heute ist bereits morgen gestern. Husserl spricht von einer „urtümlich strömenden Vorgegenwart“. Er meint sogar, das „transzendente Ego“ sei ewig. Husserl hat vier Ego-Begriffe; ich kann ihm da nicht folgen und kann mich deshalb nicht als Cicerone anbieten. Für mich ist das Bewußtsein ein „Flux“ von Eindrücken, von Momenten, von denen einige Spuren hinterlassen, und aus dieser Teilmenge wählt das Gedächtnis einige aus und bewahrt sie auf. Meinen „Ich“-Begriff verdanke ich der zeitlichen Kontinuität meines Leibes – nach Unterbrechungen der erlebten Zeit durch Schlaf oder Bewußtlosigkeit komme „ich“ wieder in denselben Körper zurück. Außerdem werden die bewußten Perioden, die „Zeitscheiben“ durch das Gedächtnis zusammengehalten. Die Zellen des Körpers werden erneuert; es besteht also keine qualitative Identität, sondern eben nur „Geno-Identität“, eine Entwicklungslinie, die wir zurückverfolgen können, und außerdem ein Konstrukt, ein bestimmtes Muster, das sich nur allmählich verändert. Analoges gilt für den Bereich der mentalen Entitäten, für Temperament, Vorlieben usf. Man denke an das Problem der alten Griechen, ob Theseus' Schiff oder Jasons Schiff Argo, das im Museum steht und dessen Teile allesamt ausgewechselt worden sind, noch dasselbe Schiff sei („the problem of

sameness“). In welchem Sinn ist es dasselbe, kann es das sein? Meine Antwort ist dieselbe wie in Bezug auf die Person: die „Geno-Identität“ und das abstrakte Muster, die „Gestalt“. Nur in diesem Sinn besteht eine Art von Identität zwischen dem Jüngling, der einen Terrorbomber abschießt (der Schwerpunkt des Buches ist ja das Kapitel über die Luftwaffenzeit), und dem an seinem letzten Buch schreibenden Greis. In Bezug auf die Motivation gibt es vielleicht Ähnlichkeiten: Für den Jüngling war der Schutz der Bevölkerung vor der mörderischen Last der Spreng- und Brandbomben der Terrorbomber eine willkommene, aber unwesentliche, Nebenfolge; es ging ihm um das Erfolgserlebnis, und vor allem darum, im Kameradenkreis Anerkennung zu finden. Der Greis möchte jungen Leuten, mit denen eine Seelenverwandtschaft besteht, helfen, gegen die Geschichtstheologie der öffentlichen Medien und der veröffentlichten Meinung überhaupt Stellung zu beziehen.

Inmitten der „objektiven“ Welt befindet sich der Mikrokosmos des Persönlichen.

Mein Ableben ist das Ende der Welt. Das Ende der Zeit. Die Metaphorik des Schwedischen ist ansprechend. Für das Ableben gibt es die beliebte Formel: „man går ur tiden“ – man geht aus der Zeit. Übrigens muß man bedenken, daß unser umgangssprachliche Begriff „gleichzeitig“ nur innerhalb ein und desselben Referenzsystems Sinn hat (Stichwort Einsteins „Zwillingsparadox“). Das zeigt aber auch, daß die Raumzeit der Relativitätstheorie lebensweltlich irrelevant ist. Daß nach meinem Tode die Welt weiter existiert, daß sich alle Verläufe unbeeindruckt davon

weiter fortsetzen werden: das alles sind Theorien, die ich nicht selber überprüfen kann – was in der Natur der Sache liegt. Wittgenstein nannte sie „certainties“, die Gewißeheiten, die wir nicht bezweifeln können – zum Beispiel, daß die Welt existiert hat, bevor ich geboren wurde. Ich erwähnte es bereits in der Einleitung: Wir können uns nicht entscheiden, überzeugt zu sein oder es nicht zu sein. Aber eine Gewißeheit ist eine mentale Entität. Daß wir etwas nicht bezweifeln können, ist eine psychologische Tatsache, die für den erkenntnistheoretischen Status dessen, was wir nicht bezweifeln können, irrelevant ist.

Tröstliche Tagträume: Wie dem auch sei – sollte ich einmal ins christliche (aber mit Tieren versehene) Paradies kommen (wenn es so etwas gibt) – schließlich kann wohl auch der himmlischen Bürokratie hie und da mal ein Fehler oder Irrtum passieren (a clerical error, „clerical“ im Doppelsinn) –, dann wird mir ein Rudel schwarzer Hunde entgegenkommen: ein schottischer Terrier, ein Labrador, ein Pudel und mehrere Königspudel. Sie werden mich begrüßen, und ich werde mich endlich wieder zuhause fühlen. Werden sie fragen: „Wo bist Du so lange gewesen?“ Nein, denn im Jenseits (wenn es dies gibt) hat die Zeit die Zeitlichkeit verloren. Da sie unendlich ist, horizontal und vertikal, gibt es keine Zeitpräferenz, keine Eile, und alles geschieht gleichzeitig. Selbstverständlich können wir uns das nicht vorstellen.